

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Beton

ISSN: 0555-9308

45. Jahrgang, 2025-1

Vor Ihnen liegt das zweite Heft der neuen ZPTh-Redaktion. Wir haben es scheinbar einem Baustoff gewidmet. Mit dem Beton verbinden sich Autobahnbrücken, die Runways auf Flughäfen und die autogerechte Innenstadt, kurz: alles, was für den beschleunigten Aufbruch in die Moderne steht, aber eben auch für enttäuschte Hoffnungen, Sanierungsstau, gesichtslose Massenarchitektur, Klimaschädigung. Und mittendrin stehen die Kirchen mit ihren Hallen-, Zelt- und Autobahnkirchen, Gemeindezentren, Klöstern, Glockentürmen und Taufbecken aus Beton.

Dieses Heft versucht sich aber nicht allein am Baustoff Beton, sondern an einer Parallele zwischen einem Material und damit verbundenen Denkweisen, zwischen sichtbarer Architektur und flüchtiger Ideengeschichte. Beton war das prägende Material des 20. Jahrhunderts.

Nicht allein in den Bauten des Brutalismus, sondern überall in den Städten steckt es: in den Bürotürmen, hinter gutbürgerlichen Fassaden und unter der Erde in den U-Bahn-Röhren. Beton steht ideengeschichtlich für das Zweckmäßige – und die „gemeterte Massenarchitektur“. Es ermöglicht den nach 1945 ersehnten Wohnungsbau und enthält als „Platte“ – ungeachtet der städtebaulichen und ideologischen Spezifika der zwei deutschen Staaten in Ost und West – Zukunftshoffnung und das Versprechen von Egalität, Teilhabe und Gerechtigkeit.

Beton steht aber auch für kühne Entwürfe. So preist zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Wien Adolf Loos mit dem Entwurf eines Geschäftshauses aus Stahlbeton die schmucklose Ästhetik und den Tod des Ornaments und Zaha Hadid baut am Ende des Jahrhunderts aus Beton eine skulpturale und gänzlich unzweckmäßige Werksfeuerwehrrhalle in Weil am Rhein. Beton ist Moderne, allerdings nicht allein in ihrer unschuldigen Spielart. Weil sich aus Beton alle Formen herstellen lassen, lassen sich auch alle politischen Botschaften und gesellschaftlichen Utopien bzw. Dystopien in Architektur gießen. Es bröckeln die auf antik getrimmten NS-Repräsentationsbetonbauten von Albert Speer genauso wie die sozialistischen Plattenbauten aus Fertigbetonteilen. Und heute erstrahlt Signature-Architektur globaler Konzerne aber auch die egalitären Mietshäuser von Wohnungsbaugenossenschaften mit ihren Laubengängen und Gemeinschaftsflächen.

Beton ist das Material einer konkreten Zeit und so verwundert es nicht, dass die Bauten kirchlichen Aufbruchs – die Zelt- und Hallenkirchen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts – Betonbauten sind, dass nicht nur Le Corbusier, sondern auch der Kirchenarchitekt Walter Förderer mit ihren sprechenden Bauten in Beton gearbeitet haben. Nicht wenige dieser Kirchen spiegeln Kriegserfahrungen und ein entsprechendes Bedürfnis nach Sicherheit, wie bei der Kirche Sainte-Bernadette du Banlay in der französischen Kleinstadt Nevers, die von einer „Bunkerästhetik“ bestimmt ist. Mit diesem architek-

tonischen und theologischen Erbe wird man im 21. Jahrhundert umgehen müssen und dürfen.

Wir beginnen unsere Betrachtung aber beim Material selbst, dem Beton. *Karin Berkemann* führt uns durch die Videoinstallation „Ready Mix“ der US-amerikanischen Künstlerin Lucy Raven, die 2024 in der Neuen Nationalgalerie in Berlin zu sehen war. Darin zeigt uns Raven Szenen aus dem Herstellungsprozess des Betons. Wir sehen nicht nur das „abstrakte[...] Ballett“ der Maschinen, sondern vor allem den Beton als Flüssigkeit. Beton ist hier „Bewegung“ und „stete Veränderung der Oberflächen“. Der Topos der Veränderung macht Berkemann darauf aufmerksam, dass auch Kirchenräume sich verändern können, hin zu Orten, die sich in den Dienst des Zusammenlebens der Menschen stellen. Auch *Thomas Erne* beleuchtet in seinem Beitrag den Baustoff und zeigt, wie offen der Beton für Bedeutungszuschreibungen ist. Da steht die bürgerliche Ablehnung des nicht Handgemachten dem christlichen Lob des Betons als Ausdruck der Ideale Armut, Schlichtheit und Echtheit gegenüber – Kirchen ohne Schmuck und ganz im Dienst der liturgischen Funktion. Demgegenüber ist jedoch für den Fortbestand der Betonkirchen die Frage zentral, „ob und wie sich eine Aura in oder neben der Funktion kultivieren lässt“.

Eine erste Antwort darauf bietet *Katharina Treppenhauer* mit ihrer Untersuchung zu Autobahnkirchen. Wo andernorts die kirchliche Moderne ungeliebt ist, finden hier positive Bezüge auf den Raum und sein Material statt: Auch wenn eine empirische Betrachtung noch aussteht: Beton an der Autobahn hat das Potenzial, Atmosphären zu schaffen, „betonierte Ruhe“ im positiven Sinne. Eine andere Antwort bietet *Ulrich Engel* mit seinem Beitrag zu Le Corbusiers Dominikanerkloster Sainte-Marie de La Tourette. Schlüssel ist die Analyse, dass La Tourette kein rein dienender, sondern ein fordernder Bau ist. „Eine klösterliche Lebensform in solch einem Umfeld konnte und kann spirituell wohl nur gelingen, wenn [sie] im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils und seiner theologischen Protagonisten [...] radikal zeitgenössisch ist [...] vorsichtig hoffend und radikal zweifelnd zugleich.“ Den Gegenentwurf zur Trutzburg La Tourette liefert das Kloster Baldegg in der Schweiz. *Gabriela Christen* macht auf dessen ungewöhnliche Baugeschichte aufmerksam. Die Schwestern entschieden sich gegen den ortsbekanntesten Gewinner des Bauwettbewerbs und gingen mit Marcel Breuer das Wagnis einer radikal anderen Interpretation des Klosters als offene, einfache Form ein. Indem die Schwestern das Kloster und seine Ausstattung bis heute in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt haben, machen sie die umfassende Qualität guter Architektur ansichtig.

Johannes Stückelberger nimmt in seinem Beitrag nicht auf den Kirchen- oder Klosterraum, sondern auf den Kirchturm Bezug, der „in besonderer Weise vom neuen Baustoff des Stahlbetons profitiert“ hat. Der Autor präsentiert uns eine Typologie moderner Kirchtürme, die einerseits eine große gestalterische Vielfalt aufweisen und andererseits von der Kirche wegrücken oder verkleinert werden, um Platz zu machen für ein neues Verständnis von Liturgie, das stärker die horizontale Dimension der Gottesbeziehung in

der versammelten Gemeinde betont, als die vertikale Dimension des nach oben strebenden Turms. Wieder sehen wir die Ambiguität, die der Beton auslöst: hohe gestalterische Freiheit und öffentliche Präsenz – auch in der Tatsache, dass viele Landeskarten den Kirchturm und nicht die Kirche verzeichnen – bei gleichzeitiger gemeindetheologischer Skepsis. *Christian Bauer* reflektiert in seinem Beitrag die Paradoxie der konziliaren Betonzelte, die zwar das Leitbild des „Volkes Gottes auf dem Weg“ aufnehmen und veranschaulichen, aber doch nicht konsequent umsetzen, sondern im festen Baustoff des Betons verharren. Zugleich spürt er in Auseinandersetzung mit den Baukunstwerken von Chandigarh und Brasilia nach, wie auch die Utopien kirchlicher Moderne durch alltägliche Praktiken unterlaufen werden und neue Perspektiven eröffnen können.

Christian Cebulj und *Anna-Lena Jahn* fragen nach der Bedeutung des Betons für Gebäude – gerade Kirchengebäude – in der Schweiz und wie diese die dortigen Landschaften geprägt haben. Am Beispiel der Bauwerke von Walter M. Förderer und deren Rezeption beschreiben sie eine Renaissance des Architektur-Tourismus und diskutieren die Zukunft der Schweizer Betonkirchen. Den Abschluss des Thementeils zum Beton bildet der Artikel von *Antje Roggenkamp*, die die Aneignungsprozesse von Kirchenräumen untersucht. Menschen lassen sich vom Raum und seinen Dingen verschiedene Gebräuche suggerieren, nehmen sie aber auch in Gebrauch. Auffällig ist, dass es gerade die kleinen Dinge im Raum sind (Teelichter, Türen), mit denen die Besucher*innen interagieren. Dinge als Anstoß für „polyvalente Perspektiverweiterungen“ sind gerade in den im Detail gestalteten Betonkirchen und -klöstern zuhauf zu finden und ein weiterer Schlüssel zum Erhalt der Gebäude und ihrer Bedeutung.

Dass Betonkirchen ein Erbe der Moderne sind, liegt zunächst auch im Umstand ihrer schlichten Existenz. Der Beton ist da, ganz gleich, ob Kirche nun in der Mitte der Gesellschaft oder an ihren Rändern zu finden ist. Da-Sein ist aber auch ein Thema für das Personal der Kirche der Zukunft. *Elmar Honemann* schreibt in seinem Werkstatt-Bericht aus dem Bistum Limburg, dass gerade der kirchliche Niedergang Kairos für einen neuen Angang sein kann. Er stellt acht unterschiedliche Projekte vor, die erproben durften, wie Kirche in der Gesellschaft der Gegenwart da sein kann. Gleich ob sie „Social Days“ für Beschäftigte im Bankwesen organisiert oder TikTok-Content kuratiert, „da sein“ heißt, einen geschützten Raum zu schaffen: „Faith spaces must be safe places.“ Auch für Mitarbeitende im Gesundheits- und Sozialwesen sind das Da-Sein und das Schaffen von Räumen jenseits der dienstlichen Zwänge wesentlich für die Funktion von Kirche, wie *Michael Fischer* schreibt. Zugleich warnt er vor einer missbräuchlichen Funktionalisierung seelsorglicher Angebote, etwa um ungesunde Arbeitsverhältnisse zu verschleiern. Da-Sein und Verlässlichkeit sind auch im Beitrag von *Rupert M. Scheule*, *Simon Heimerl* und *Antonio Zierer* wesentliche Stichworte. In einer Befragung von über 600 Personen in der bayrisch-schwäbischen Kleinstadt Krumbach stellen sie fest, dass es gerade das Standardangebot Sonntagsgottesdienst ist, das die Befragten als wichtig

erachten. Im Sinne einer „vicarious religion“ erwarten die Menschen von Kirche keine permanente Versorgung, sondern ein verlässliches Angebot ohne Teilnahmezwang. Gleich ob es sich um eine Mess- oder eine Wortgottesfeier handelt, es soll einfach vor Ort etwas sein, das auch wenig besucht sein darf, auf das man im Bedarfsfall aber zurückgreifen kann. Ganz anders gestaltet sich die Situation in der polnisch-katholischen Mission in Deutschland, wie *Mariusz Chrostowski* zeigt. Hier existiert noch die Sams- tags- und Sonntagsschule mit traditionellen Inhalten und Vermittlungsformen. Ein solches Angebot sichert zwar katechetisches Grundwissen und Verbundenheit mit der polnischen Kultur, es ist aber für die komplexe Lebenswelt junger Menschen wenig anschlussfähig. Chrostowski plädiert für eine Öffnung hin zu mehr Begegnung mit den anderen und benennt damit das Potenzial von religiöser Bildung in der Migrationsgesellschaft.

Andere Stimmen einzubeziehen fordert unsere geprägten Denkformen in der Theologie heraus, zeigt der Artikel von *Surekha Nelavala*. Sie eröffnet mit einer Re-Lektüre der Perikope von der Samaritanischen Frau am Brunnen eine intersektionale Perspektive. Dabei spricht Nelavala nicht nur über mehrfache ethnische, soziale und geschlechtliche Diskriminierung, sondern zeigt auch, wie sich die Frau in einem Akt der Selbstbefreiung auf Augenhöhe mit Jesus begibt. Die dunkle Seite der Szene am Gemeinschaftsbrunnen wird erschreckend aktuell, wenn Nelavala die Geschichte einer Dalit Person erzählt, die es wagte, die Linie des Kastensystems zu überschreiten und dafür mit ihrem Leben bezahlte.

Unser Heft beginnt mit einer Kunstinstallation und es endet mit der Kunst. Zunächst mit dem populären Spielfilm. Auch dieser ist präsent und für die Menschen da und zugleich nicht frei von Brüchigkeit und Ambiguität. „Was wir von Bud Spencer lernen können“, fragt *Alexander Dietz* und stellt fest, dass Leiblichkeit, Erlösungsbedürftigkeit und Ambiguitätstoleranz sich auch im Werk Spencers finden. Gleich, was man über „Spaghetti-western“ denken mag, ihre Bilder waren mächtig und ihre breite Rezeption zeigt der akademischen Theologie, wie sehr wir Menschen in Geschichten verstrickte Wesen sind. Ebenfalls eine Unterbrechung durch die Kunst bieten uns zwei Beiträge zur Ehrenpromotion des Malers Michael Triegel an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig im April dieses Jahres. In seiner Laudatio weist *Alexander Deeg* darauf hin, dass der Kern der Theologie kein Streit über Richtigkeiten ist. „Die richtigste Theologie ist die gefährlichste“ sagt er mit Franz Rosenzweig, denn aus diesem Spiel der Richtigkeiten hat sich „Gott längst entzogen und verabschiedet“. Es braucht die Kunst, um dieses gefährliche Spiel zu unterbrechen. Es braucht sie aber auch, um bei allem Reden vom Niedergang der Religionen die „Hohlformen des Glaubens“ wieder neu zu füllen. Auch *Michael Triegel* selbst kommt zu Wort. Er spricht von seinem Auftrag, die toten Dinge zum Sprechen zu bringen, gerade wenn die Dinge – und, so möchten wir im Blick auf dieses Heft ergänzen, Gebäude –, die uns nichts mehr sagen, den Raum um uns eng machen.

Am Ende dieses Heftes treten wir durch die unscheinbare, verwahrloste Seitentür auf der Außenseite von Triegels Dettelbacher Altar für den heiligen Augustinus hinaus ins Weite. Triegel sagt: „Ich bin überzeugt davon, dass Rettung, dass Leben weniger hinter prunkenden Portalen oder Heiligen Pforten als viel mehr hinter versehrten unscheinbaren Nebeneingängen zu finden sein dürfte.“

Im Durchschreiten von Nebeneingängen und in der Füllung von Hohlformen mit einem herausfordernden Material liegt für uns als Redaktion auch der besondere Reiz dieses Heftes und seiner vielen architektonischen und künstlerischen Angänge. Im Format *Redaktionsgespräch* diskutieren wir zum Abschluss, was wir selbst aus diesem Themenfeld mitgenommen haben.

Wie der Betonbau ist die Praktische Theologie ein junges Fach innerhalb der theologischen „Architektur“, das sich den spielerischen Bezug zu ungewöhnlichen Themen scheinbar leisten kann. Wir als Herausgeber*innen denken allerdings, dass die gesamte Theologie sich diese Bezüge leisten *muss*, wenn sie ihr Ziel nicht verfehlen will, christliche Zeitgenoss*innenschaft nicht nur zu postulieren, sondern manifest zu machen. Diese Manifestation ist hier ein flüssiges Gemisch aus Zement, Gesteinskörnern und Wasser.

Wolfgang Beck

Verena Suchhart-Kroll

Christian Preidel

Traugott Roser